

BEATE SAUER
Die Wächterin der Krone



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

England, im 12. Jahrhundert: Während König Richard im Heiligen Land weilt, versucht Prinz John die Herrschaft in England an sich zu reißen. Derweil werden die junge Robin und ihr Bruder Luce durch die de Thorignys – Gefolgsleute Johns und ihre Erzfeinde – von ihrem Land vertrieben. In den Wäldern finden sie Unterschlupf und kämpfen mit ihren Getreuen gegen Edward de Thorigny. Doch Robin steckt in einem schweren Konflikt: Ohne zu wissen, wer er ist, hat sie sich in Edwards Halbbruder Cederick verliebt. Dieser erwidert ihre Gefühle – doch als beide ihre wahre Identität erkennen, scheint das Schicksal ihrer Liebe besiegelt, und aus Liebenden werden Todfeinde.

Der Kampf zwischen den verfeindeten Parteien wird immer unerbittlicher. Dann zwingt ein Streit mit ihrem Bruder Robin, den Wald zu verlassen. Um ihren engen Jugendfreund, den Ritter Philip, zu retten, reist sie ins Heilige Land. Doch auch hier vermag die junge Frau Cederick nicht zu vergessen – und bald kreuzt er tatsächlich wieder ihren Weg ...

Weitere Informationen zu Beate Sauer
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Beate Sauer

Die Wächterin
der Krone

Roman

GOLDMANN

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Originalausgabe Dezember 2014

Copyright © der Originalausgabe 2014 by Beate Sauer

Copyright © dieser Ausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30287 Garbsen.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Ashley Lebedev / Trevillion Images

Th · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Made in Germany

ISBN 978-3-442-47933-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Prolog

Während Robin über den Klosterhof ging, wippte der Köcher mit den Pfeilen bei jedem Schritt auf ihrer rechten Hüfte auf und ab. Sie war ein zierliches Mädchen, das man jedoch in dem groben Leinenkittel und den Hosen, die sie trug, ohne weiteres für einen hübschen Jungen hätte halten können. Ihre leuchtend roten, lockigen Haare hatte sie unter einer Mütze verborgen. Ihr schmales Gesicht wurde von großen braunen Augen beherrscht, die erwartungsvoll blickten.

Der Frühling war dieses Jahr besonders früh angebrochen. Deshalb hatte man die mit ölgetränktem Leder bespannten Holzrahmen bereits aus den Fenstern der Unterrichtsräume entfernt. Deutlich konnte sie hören, wie die anderen Schülerinnen lateinische Verben vor sich hin murmelten. Robin lernte gerne, anders als etliche ihrer adeligen Mitschülerinnen. Aber nach den ersten vier Wochen in der Klosterschule – Anfang April hatte ihr Stiefvater Yvain sie nach Barking gebracht – hatte sie die strenge Disziplin nicht mehr ausgehalten.

Deshalb hatte sie die Äbtissin Matilda aufgesucht und ihr erklärt, dass sie nur dann im Kloster bleiben würde, wenn sie gelegentlich ihrer eigenen Wege gehen dürfe. Schließlich habe ihr auch ihre Mutter immer viele Freiheiten gelassen.

Wenn es nicht der Wunsch ihrer Mutter gewesen wäre, dass sie die Klosterschule besuchte, wäre sie ohnehin nicht hierhergekommen.

Die Äbtissin hatte sie nachdenklich und auf ihre immer ein wenig einschüchternde Weise gemustert. Aber schließlich hatte sie Robin erlaubt, jede Woche einen Nachmittag lang das Kloster zu verlassen.

Robin hatte nun auch den vorderen Klosterhof durchquert, an dem die aus grauem Stein errichtete Kirche mit dem wuchtigen quadratischen Turm lag. Die Pförtnerin am Tor – eine rundliche Nonne um die fünfzig – erkannte sie und ließ sie passieren.

Jenseits einiger Felder, auf denen die ersten grünen Getreidehalme sprießten, konnte Robin die Themse in der Sonne funkeln sehen. Wie an dem Tag, als sie mit Yvain hier entlanggeritten war, erschienen ihr das Glitzern auf dem Wasser und der gewundene Flusslauf sehr vertraut.

Ob ich mich noch aus der Zeit, als ich als kleines Kind schon einmal im Kloster gelebt habe, daran erinnere oder ob ich mir das nur einbilde?, fragte sie sich. Auch die Äbtissin war ihr gleich wieder sehr bekannt vorgekommen, und anders als ihre Mitschülerinnen fürchtete sie sich nicht vor ihr.

Robin hatte vorgehabt, zu einem kleinen Wäldchen zu gehen und sich dort im Bogenschießen zu üben. Doch vor dem Holzwall, der den Ort Barking umgab, entdeckte sie nun Marktstände. Robin zögerte kurz. Das Gut in Wales, auf dem sie den größten Teil ihrer Kindheit verbracht hatte, war recht abgelegen gewesen, und sie hatte deshalb nur selten einmal einen Markt besuchen können. Rasch traf sie ihre Entscheidung. Vier freie Stunden lagen vor ihr. Eine

davon konnte sie guten Gewissens opfern. Kurz entschlossen reihte sie sich in den Strom der Leute ein, die in Richtung des Marktes zogen.

Die ersten Stände waren die der Töpfer. Staunend betrachtete Robin die Schüsseln, Teller und Krüge, die in unterschiedlichen Farben glasiert waren. Auslagen von Fleischern und Bäckern schlossen sich daran an. Sie schienen von Würsten, Schinken, Brotläiben und Kuchen schier überzuquellen.

»Kommt und kauft unser Wolltuch – es ist das beste weit und breit im Umkreis von London. Die Elle Leinen nur fünf Shilling ...« Überall warben Stoffhändler um Aufmerksamkeit. An einem anderen Stand wurden Wachstäfelchen und Griffel angeboten.

Dann entdeckte Robin die Auslage eines Garnhändlers. Unwillkürlich trat sie ganz dicht an den Stand heran. Es gab Garne in matten Grün-, Braun- und Grautönen. Aber auch leuchtendes Blau und Rot war vertreten. Robin spürte einen Kloß im Hals und schluckte hart. Eine ihrer ersten Erinnerungen an ihre Mutter bestand darin, wie diese bunte Wolle spann. Sie hatte es immer geliebt, ihrer Mutter zuzusehen, wenn sie spann oder webte. Besonders fasziniert hatte sie es, wenn ihre Mutter stickte. Wenn auf dem Stoff eine bunte Linie entstand, die größer und größer wurde und unterschiedliche Formen annahm, schien es ihr, als sei der Faden lebendig. Sie war so stolz gewesen, als ihre Mutter sie zum ersten Mal selbst hatte sticken lassen. Nun war sie die Herrin über den Faden und konnte ihn zum Leben erwecken.

Zwischen den Wollgarnen lagen auch Seidenknäuel. Das Licht brachte die Farben zum Glühen, und doch fühlte sich

das Garn – wie Robin wusste – wunderbar kühl zwischen den Fingern an. Manchmal hatte ihre Mutter von ihrer eigenen Mutter Aline – Robins Großmutter – erzählt, die eine Dienerin am Hofe der Königin Matilda gewesen war. Deshalb hatte Aline häufig mit Seide stecken können. In Robins Zuhause war dies dagegen ein seltener Luxus gewesen. Sie glaubte wieder, die warme Stimme ihrer Mutter zu hören und den Duft der Kräuter einzuatmen, nach denen sie immer gerochen hatte, und ihr schossen endgültig die Tränen in die Augen. Hastig wandte sie sich von dem Stand ab.

Sie ließ sich mit dem Strom der Marktbesucher weitertreiben und kam erst wieder richtig zu sich, als sie gegen jemanden stieß. »He, Junge, hast du keine Augen im Kopf?«, knurrte sie ein Mann unfreundlich an. Robin fand sich am Rand einer großen Menschenmenge wieder. Neugierig schob sie sich an dem Mann vorbei. Dicht vor dem mit Erde verstärkten Holzwall, der Barking umgab, befand sich ein Podest. Darauf stand ein hünenhafter Kerl, um dessen nackte, dicht behaarte Oberarme dicke Bronzeringe lagen. Herausfordernd grinste er die Menge an.

»Wer wagt einen Dolchkampf mit Colin, dem besten Dolchkämpfer nördlich der Alpen, ja des gesamten Abendlandes?«, tönte ein bärtiger Mann und deutete auf den Hünen. »Kommt schon, Leute, ich weiß, dass Colin einschüchternd wirkt. Aber wer den Kampf gegen ihn gewinnt, dem winkt ein großer Preis, ein Pfund in Gold.« Er ließ die Münze aus einem Lederbeutel auf seine Handfläche gleiten und präsentierte sie der Menge.

»Ich wage es!« Ein großer, kahlköpfiger Mann, über dessen breitem Brustkasten sich ein Wollkittel spannte, stieg die Stufen des Podiums hinauf.

»Oft ist das Glück dem Mutigen hold.« Der Bärtige lächelte ihn an. Auf einen Wink von ihm brachten Helfer einen Lederpanzer sowie Bein- und Armschützer aus Leder. Während sie diese dem Kahlköpfigen anlegten, gingen andere Helfer mit Holztellern durch die Menge und sammelten von den Zuschauern Münzen ein. Robin hatte kein Geld dabei. Sie wich zurück, versteckte sich in der Menge und schob sich erst wieder nach vorne, als sich die beiden Kämpfer gegenüberstanden. Um den Mund des Kahlköpfigen lag ein angespannter Zug, während der Hüne Colin völlig gleichmütig wirkte.

Einige Momente lang belauerten sich die beiden mit erhobenen Dolchen. Plötzlich trat der Kahlköpfige einen Schritt vor. Ein metallischer Laut ertönte. Etwas wirbelte durch die Luft, Lichtfunken blitzten auf. Dann ertönten fast gleichzeitig ein dumpfes Krachen und ein sirrender Ton. Der Kahlköpfige lag auf den Brettern, dicht neben ihm steckte sein Dolch im Holz.

»Bravo ...« Die Menge johlte, klatschte und lachte, während sich der Kahlköpfige benommen regte und ihn die Helfer auf die Füße zerrten. Colin musterte ihn desinteressiert, als wäre er ein Stück Unrat.

Der Bärtige riss Colins rechten Arm in die Höhe, während er rief: »Nun, Leute, wagt noch ein Mutiger sein Glück?«

Robin wollte weitergehen. *Bestimmt werden alle weiteren Kämpfe genauso ablaufen, dachte sie. Colin wird sie mühelos gewinnen.* Doch der Mann, der nun die Stufen hinaufschritt, veranlasste sie stehen zu bleiben. Er war drahtig und nur mittelgroß. Graue Strähnen durchzogen seinen dunklen Bart und sein Haar. Seine gebräunte Haut ließ da-

rauf schließen, dass er viele Jahre in einem südlichen Land zugebracht hatte.

»Ich würde gerne mein Glück versuchen«, sagte er ruhig.

»Na, ob sich Matthew, der Schmied, da nicht ein bisschen viel vorgenommen hat«, hörte Robin jemanden in ihrer Nähe murmeln.

»Dann wollen wir einmal sehen, ob Euch der Brustpanzer und die Bein- und Armschützer passen oder ob sie nicht zu groß für Euch sind.« Der Bärtige grinste und musterte den Schmied mit schief gelegtem Kopf.

Die Menge lachte.

»Ich hatte ohnehin nicht vor, sie zu benutzen.« Der Schmied winkte ab.

»Ihr solltet Mut nicht mit Tollkühnheit verwechseln«, begann der Bärtige. »Wenn Ihr ungeschützt kämpft, kann dies Euren Tod bedeuten.«

Der Schmied beachtete ihn nicht. Er zog seinen Dolch aus der Scheide an seinem Gürtel, ging auf Colin zu und blieb dann vor ihm stehen. Sein Gegner musterte ihn verächtlich. Einige Augenblicke belauerten sich die beiden. Schließlich riss der Hüne seinen Waffenarm hoch und sprang gleichzeitig in einer geschmeidigen Bewegung auf den Schmied zu. Die Menge stöhnte auf. Robin schloss die Augen.

Als sie langsam wieder die Lider öffnete, erwartete sie, den Schmied blutend auf den Brettern liegen zu sehen. Doch er war auf den Beinen geblieben und ganz offensichtlich unverletzt. Ja, er wirkte gänzlich wach und konzentriert, während der Hüne einen gereizten Eindruck machte. Erneut drang dieser nun auf seinen Gegner ein. Der Schmied wich ihm mit einer Bewegung aus, die so leicht und elegant war, als ob er tanzen würde.

Nun begann er den Hünen zu umkreisen, immer mit diesen tänzerischen Bewegungen. Sobald Colin ihn angreifen wollte, führte dessen Stich ins Leere. Urplötzlich erklang wieder ein metallischer Laut. Etwas wirbelte gleißend durch die Luft. Robin hielt den Atem an. Blut tropfte aus einer Wunde am Unterarm des Hünen, während sein Dolch auf den Brettern aufschlug.

»Du verdammter Mistkerl!« Mit einem wütenden Schrei stürmte der Hüne auf den Schmied los. Doch dieser drehte sich geschmeidig zur Seite, so dass Colin an ihm vorbeirannte. Gleich darauf trat der Schmied dem Hünen von hinten in die Kniekehlen. Bäuchlings schlug Colin auf die Bretter, während die Menge in ein johlendes Gelächter ausbrach.

Robin atmete tief und seufzend aus. *Wenn ich so kämpfen könnte wie dieser Schmied, könnte mir niemand etwas anhaben*, schoss es ihr durch den Kopf.

*

Unschlüssig stand Robin, die wieder wie ein Junge gewandelt war, vor der Schmiede. In Hose und Kittel fühlte sie sich wohler als in den Kleidern, die sie immer im Kloster tragen musste. An einem Amboss bearbeitete Matthew das glühende Metall eines Spatens mit einem Hammer. Seine Schläge waren kraftvoll und geschickt. Während der Woche, die seit dem Markttag vergangen war, war es Robin ganz einfach erschienen, hierherzukommen und den Schmied zu bitten, sie im Dolchkampf zu unterrichten. Doch jetzt fühlte sie sich plötzlich unsicher. Nun packte Matthew das Spatenblatt mit einer Zange und tauchte es in einen Bottich voller Wasser. Zischend stieg Dampf auf.

Robin gab sich einen Ruck und trat auf den Schmied zu.

»Ich ... ich habe gesehen, wie Ihr gegen Colin gekämpft habt«, begann sie stockend.

»Ach ja?« Matthew legte das Spatenblatt auf einem groben Holztisch ab.

»Ich möchte Euch bitten, mich im Dolchkampf zu unterrichten.« Nun war es heraus. »Ich kann Euch auch bezahlen.« Robin berührte den Lederbeutel an ihrem Gürtel. Darin befanden sich Münzen, die ihr Yvain zum Abschied geschenkt hatte.

»Und warum sollte ich das tun, Junge? Abgesehen von der gewiss fürstlichen Bezahlung?« Der Schmied wirkte unverhohlen amüsiert. Seine Augen, das sah Robin erst jetzt, hatten einen hellen Grauton. So wie das Grau eines nebligen Tages oder Rauch, der von einem lodernden Feuer aufstieg.

»Ich bin kein Junge.« Sie zog die Mütze von ihrem Kopf. Ihr rotes Haar fiel auf ihren Rücken herab. »Ich lebe im Kloster und besuche dort die Schule.«

»Dass ein Schulmädchen lernen will, mit Waffen zu kämpfen, ist nun wirklich ungewöhnlich.« Matthew musterte sie. Seine Stimme klang trocken. Noch immer wirkte er belustigt und nicht im Geringsten gewillt, auf ihren Wunsch einzugehen.

Zorn stieg in Robin auf. Trotzig starrte sie ihn an. »Falls Ihr darauf hinauswollt, dass ein Mädchen weniger Kraft hat als ein Junge ... Ihr hattet auch weniger Kraft als Colin. Trotzdem habt Ihr ihn durch Eure Gewandtheit besiegt.«

»Colin ist ein muskelbepackter Dummkopf.« Matthew nickte. »Wissen eigentlich die Nonnen, dass du dich im Ort herumtreibst? Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie dies gutheißen würden.«

»Die Äbtissin hat es mir erlaubt.«

»Tatsächlich? Nach allem, was ich über sie gehört habe, wundert mich das.«

»Ich lüge Euch nicht an«, erwiderte Robin hitzig. »Die Äbtissin hat meine verstorbene Mutter sehr geschätzt. Als Kind habe ich schon einmal im Kloster gelebt, als meine Mutter eine Zeit lang sehr krank war.«

»Wie lange ist deine Mutter tot, Mädchen?«

»Vor zwei Monaten starb sie an einem Fieber.« Robin blickte an Matthew vorbei. Noch immer stieg der Dampf in kleinen Wolken von dem Spatenblatt auf. Als sie den Schmied wieder ansah, wanderte sein Blick von dem Bogen, den sie über der Schulter trug, zu dem Köcher, der auf ihrer Hüfte hing.

»Du scheinst dich wirklich gerne im Umgang mit Waffen zu üben.«

»Ja«, antwortete Robin knapp.

»Und warum tust du das – statt wie andere Mädchen deine Fertigkeiten mit Nadel und Faden zu vervollkommen?«

»Ich sticke auch gerne und gut.«

Matthew sah sie nachdenklich an.

Weil ich nicht möchte, dass mir ein Mann jemals das antut, was meiner Mutter angetan wurde, schoss es ihr durch den Kopf. »Ich ... ich möchte mich verteidigen können, wenn mich jemand angreift«, sagte sie stattdessen ausweichend.

Der Schmied musterte sie weiter prüfend. *Er weiß, dass ich nicht die ganze Wahrheit gesagt habe*, begriff Robin.

»Wenn du es schaffst, das Ziel zu treffen, das ich dir zeige, unterrichte ich dich«, sagte er dann.

»Einverstanden.« Robin nickte.

Matthew führte sie um die Schmiede herum und in einen lang gestreckten Garten mit frisch umgegrabenen Beeten. Am Rande einer Wiese blieb er stehen und deutete auf einen der zart belaubten Obstbäume in etwa fünfunddreißig Schritten Entfernung, an dem eine aus Stroh geflochtene Scheibe mit einer roten Markierung in der Mitte befestigt war. »Dort hängt dein Ziel. Du hast vier Versuche. Einer davon muss in die Mitte treffen.«

Aber das Ziel ist viel zu weit weg, wollte Robin auffahren. Doch dann begriff sie, dass der Schmied bestimmt genau auf diesen Einwand wartete, und biss die Zähne zusammen. Sie nahm einen Pfeil aus dem Köcher und stellte sich mit leicht gebeugten Knien hin, so wie es ihr ihr Bruder Luce beigebracht hatte. Sie fixierte das Ziel, atmete ein und ließ mit dem Ausatmen den Pfeil von der Sehne schnellen. Der Pfeil fiel vor dem Ziel zu Boden und bohrte sich ins Gras. *Nicht darüber nachdenken, konzentrier dich auf den nächsten Versuch*, beschwor sie sich in Gedanken. Auch die anderen beiden Pfeile verfehlten die Scheibe. Erst der vierte traf sie am Rand. Sie hatte versagt. Die Schamesröte schoss Robin in die Wangen.

Sie wagte es nicht, Matthew anzusehen, denn sie fürchtete sich vor seinem Spott. Sie hob den Köcher auf und wollte über die Wiese gehen, um die verschossenen Pfeile aufzusammeln.

»Du hast deine Sache gut gemacht, ich unterrichte dich«, hörte sie Matthew sagen.

»Was ...?« Robin wirbelte herum. Sicher machte er sich nur über sie lustig. Doch seine Miene war ganz ernst.

»Aber ich habe die Scheibe doch nur einmal und die Mitte gar nicht getroffen«, stammelte sie.

»Das wäre auch sehr unwahrscheinlich gewesen.«
Matthew lächelte sie an. »Auch selbst ein kräftigerer und erfahrenerer Schütze als du hätte damit seine Schwierigkeiten gehabt. Wichtig war mir, dass du dich der Herausforderung stellst. Und trotz der fehlgeschlagenen Versuche hast du nicht aufgegeben.«

»Dann darf ich also wirklich nächste Woche zu Euch kommen?« Noch immer konnte Robin es nicht ganz fassen.

»Ja, aber sag der Äbtissin Bescheid, dass ich dich im Dolchkampf unterrichte.«

»Das werde ich tun.« Strahlend erwiderte Robin sein Lächeln.

1. Kapitel

Robin legte den Lederköcher auf den Waldboden. Sie nahm einen Pfeil heraus und ließ dann den Bogen von ihrer Schulter gleiten. Die geflochtene Strohscheibe an der Buche, siebzig Schritt von ihr entfernt, war schon reichlich verwittert, obwohl sie schon einige Male erneuert worden war. Vor drei Jahren, kurz nachdem Matthew sich bereit erklärt hatte, sie zu unterrichten, hatte Robin die Scheibe an dem Baum befestigt. Seither war sie regelmäßig zu der Lichtung gekommen, um sich auch allein im Pfeilschießen zu üben. Hier im Wald fühlte sie sich heimisch und frei.

Robin positionierte sich breitbeinig und fixierte den verwaschenen roten Kreis in der Mitte der Scheibe, ehe sie den Pfeil auf die Sehne legte und den Bogen spannte. Diesen Bogen besaß sie erst seit einem Jahr. Matthew hatte ihn von einem arabischen Händler erworben und ihn ihr geschenkt. Die Enden der Waffe waren gerundet, und sie konnte damit viel weiter schießen als mit einem normalen Bogen.

Du musst eins mit dem Pfeil werden, hatte Matthew ihr immer wieder geduldig erklärt. Robin atmete tief ein. Mit dem Ausatmen ließ sie den Pfeil von der Sehne schnellen. Er blieb einige Fingerbreit neben dem roten Kreis stecken. Robin nahm einen weiteren Pfeil aus dem Köcher, konzentrierte sich wieder. *Ärgere dich nicht über einen Fehlschuss*,

hatte Matthew sie gelehrt. *Das raubt dir nur Aufmerksamkeit und Kraft. Wichtig ist nur der nächste Versuch.*

Der Pfeil landete nicht direkt im Zentrum, aber innerhalb des Kreises. In rascher Folge schoss Robin weiter. Als der Köcher leer war, hörte sie die Geräusche des Waldes, das Zwitschern der Vögel und das Rascheln eines kleinen Tieres im Unterholz, erst nach einigen Momenten, so sehr hatte sie sich auf das Schießen konzentriert. Zufrieden stellte sie fest, dass nun fast alle Pfeile ins Zentrum getroffen hatten oder zumindest dicht daneben steckten.

Nachdem Robin die Pfeile aus der Scheibe gezogen und wieder in dem Köcher verstaut hatte, raffte sie an einer sonnigen Stelle trockenes Laub zusammen und setzte sich darauf. Der Apriltag war warm, wie auch überhaupt der Frühling in diesem Jahr wieder recht zeitig angebrochen war. Da und dort spitzten weiße und gelbe Blüten zwischen Moos und braun verfärbten Blättern hervor.

Robin nahm eine Kalebasse aus ihrem Bündel und trank einige Schluck Wasser. *Schon bald, ging es ihr durch den Kopf, werde ich nicht mehr auf diese Lichtung kommen können.* Yvain, ihr Stiefvater, würde sie abholen und mit sich nach Wales nehmen. Sie freute sich darauf, ihn wiederzusehen, und auch auf sein Gut und seine Knechte und Mägde freute sie sich. Denn sein Anwesen war ihr Zuhause.

Die Äbtissin Matilda, überlegte sie weiter, *werde ich vermissen.* Denn die illegitime Tochter König Henrys II. war für sie zu einer strengen, aber auch großherzigen mütterlichen Vertrauten geworden. Der Unterricht würde ihr ebenfalls fehlen. Gut, auf die Heiligenlegenden hätte sie verzichten können. Aber sie liebte die antiken Fabeln und Erzählungen und die Artus-Legenden, und es hatte ihr

Freude bereitet, Latein und Französisch zu lernen. Fortschritte in diesen Sprachen zu machen war so ähnlich gewesen, wie eine immer längere Linie aus Stichen auf einem Stoff auszuführen. Zuerst war alles sehr verwirrend, nur um sich allmählich zu klären und Gestalt anzunehmen.

Auch Matthew wird mir fehlen, dachte Robin, während sie versonnen ein trockenes Ahornblatt in die Hände nahm. Die anderen Schülerinnen würde sie dagegen nicht vermissen. Sie hatte nichts gegen die Mädchen, aber sie hatte auch mit keinem wirklich Freundschaft geschlossen. Sie war einfach anders. Die Mädchen hatten sie darum beneidet, dass Matilda sie ihre eigenen Wege gehen ließ, und darüber getuschelt, dass sie sich im Bogenschießen und Dolchkampf übte und bei diesen Gelegenheiten nach wie vor Jungenskleidung trug. Robin ihrerseits hatte kein Interesse an gekicherten Unterhaltungen über junge Ritter und Hochzeiten. Sie hatte Matilda mitgeteilt, dass Matthew sie unterrichtete – so wie dieser es ihr damals am Beginn ihrer Bekanntschaft aufgetragen hatte –, und die Äbtissin hatte sie gewähren lassen. Wofür Robin ihr sehr dankbar war.

Sie ließ das Ahornblatt los. Ein Windstoß ergriff es und ließ es neben einigen Schlüsselblumen zu Boden sinken. Im Kontrast zu dem braunen Laub wirkten die glockenförmigen Blüten leuchtend weiß. Das Grün der Stile und Blätter war ganz zart. Robin fühlte sich davon tief berührt.

Vielleicht, überlegte sie, *sollte ich ein solches Grün für die Ranken des Altartuchs verwenden. Die Blüten könnte ich mit weißem Garn und Silberfäden ausführen. So müsste die Stickerei leicht und duftig wirken.* Matilda hatte Robin damit beauftragt, ein derartiges Tuch für das Kloster zu entwerfen und auszuführen.

Ihre Mitschülerinnen hatten sich sehr darüber gewundert, dass ausgerechnet Robin, die sich sonst nicht sehr weiblich verhielt und auch nicht gerne musizierte oder tanzte, gerne stickte. Aber die Freude an den Garnen und Farben wurde für Robin nur darin übertroffen, Stickereien selbst zu entwerfen. Wenn sie darüber nachdachte oder ein Muster mit einem Griffel in ein Wachstäfelchen ritzte oder später mit Silberstift und Farben auf ein Pergament übertrug, fühlte sie sich so lebendig und glücklich wie sonst nur, wenn sie in vollem Galopp über eine Wiese preschte, mit einem Pfeil mitten ins Ziel traf oder einen perfekten Dolchstoß ausführte.

Jenseits des Waldes hörte Robin nun die Glocke der Klosterkirche läuten. Es war Zeit, dass sie sich auf den Rückweg machte. Zur Abendmahlzeit musste sie im Kloster sein, und vorher wollte sie noch bei Matthew vorbeigehen. Ein Rotkehlchen, das sich auf der Lichtung niedergelassen hatte und nach Futter im Boden pickte, ließ Robin innehalten. Der Vogel hatte sie entweder nicht wahrgenommen, oder er vertraute ihr. Wahrscheinlich würde er es nicht einmal bemerken, wenn sie nach Pfeil und Bogen griff und auf ihn zielte.

Es ist wichtig, immer wachsam zu sein, schoss es Robin durch den Kopf. Ihre eben noch so glückliche Stimmung verdüsterte sich. Sie hob den Arm und verscheuchte das Rotkehlchen.

*

Als Robin die Schmiede betrat, saß Matthew an dem groben Tisch und fügte mit einer winzigen Zange einen herausgebrochenen Edelstein wieder in eine Gürtelschnalle

ein. Er nickte ihr kurz zu, ohne in seinem Tun innezuhalten. Robin wusste, dass seine Aufmerksamkeit seiner Arbeit galt, und setzte sich still auf einen Schemel. Sie sah Matthew gern zu, wenn er schmiedete. Er war genauso geschickt darin, ein Hufeisen anzufertigen, wie ein zerbrochenes Schmuckstück zu reparieren – und seine Konzentration dabei war die gleiche, wie wenn er kämpfte.

Im Laufe der vergangenen drei Jahre war eine Art Freundschaft zwischen ihnen entstanden. Sie wusste mittlerweile, dass er viele Jahre im Orient gelebt hatte, wo er diese besondere Art zu kämpfen erlernt hatte. Er hatte Robin auch erzählt – ohne dabei allzu viele Einzelheiten zu erwähnen –, dass er dort mit einer Frau gelebt und eine Tochter mit ihr gehabt hatte. Als beide gestorben waren, war er wieder nach England zurückgekehrt.

Nun legte Matthew die kostbare Gürtelschnalle behutsam auf dem Tisch ab. Dann stand er auf, holte eine Tonschale mit Nüssen von einem Wandbrett und stellte sie vor Robin hin.

»Du hast Pfeilschießen geübt?« Es war eine Feststellung, keine Frage.

»Ja, und dank des Bogens, den Ihr mir geschenkt habt, habe ich auf siebenzig Schritt Entfernung mit acht von zehn Pfeilen ins Zentrum der Scheibe getroffen.« Robin nahm sich eine Hand voll Nüsse, denn sie war hungrig.

»Gut gemacht.« Matthew lachte. »Aber etwas anderes habe ich eigentlich auch nicht von dir erwartet.«

»Ich hatte einen guten Lehrer«, wehrte Robin ab. Trotzdem war sie stolz über das Lob.

»Und ich hatte eine sehr gelehrige und talentierte Schülerin.« Einige Momente saßen sie in einvernehmlichem

Schweigen beisammen, während auf der Gasse ein Karren vorbeirumpelte. Als das Geräusch verstummt war, sagte Matthew unvermittelt: »Heute Morgen habe ich von einem Händler erfahren, dass König Richard auf einen Kreuzzug ins Heilige Land aufgebrochen ist.«

»Bedauert Ihr es, nicht wieder dabei zu sein?« Es war damals ebenfalls ein Kreuzzug gewesen, der Matthew ins Heilige Land hatte aufbrechen lassen.

Er nahm eine Nuss aus der Tonschale und drehte sie zwischen seinen Fingern. Sein Blick war nach innen gerichtet. »Ein Teil von mir bedauert es«, antwortete er schließlich nachdenklich. »Ein anderer Teil von mir ist froh, niemals wieder einen Fuß in die Gegend zwischen Antiochia und Askalon setzen zu müssen. Ich habe viel Grausames dort erlebt. Dennoch lässt mich dieses Land nicht los. Ich träume immer noch von der unbarmherzigen Sonne. Von der Intensität des Lichts, der Vielfalt der Farben und der Weite der Wüste. Vom Geruch des heißen Sandes. Von den Basaren mit ihren Düften, allen voran Zimt und Weihrauch, Sandelholz und Myrrhe. Auf keinem noch so großen Markt in England habe ich derart prächtige Waren gesehen. Seidenstoffe in allen Farbschattierungen, kostbare Waffen und Geschirr aus feinstem Ton oder aus Silber und Gold und mit Edelsteinen verziert ...«

Matthews Mund unter dem grauen Bart verzog sich zu einem schiefen Lächeln. »Nun fange ich schon an, wie ein Dichter zu sprechen. Mittlerweile bin ich mit meinen fast sechzig Jahren ohnehin viel zu alt für Abenteuer, und letztlich bin ich froh, jede Nacht friedlich in meinem Bett schlafen zu dürfen.« Er warf die Nuss in die Schale zurück, ohne sie gegessen zu haben, ehe er sich erhob, an ein

Regal herantrat, einen Dolch herausnahm und ihn Robin reichte.

»Hier, dein Dolch. Er ist frisch geschliffen.«

»Danke.« Das Sonnenlicht spiegelte sich in der Klinge. Vorsichtig fuhr Robin mit dem Zeigefinger über die Schneide. Diesen Dolch hatte ihr ihr Bruder Luce vor einigen Jahren geschenkt. Es fühlte sich gut an, ihn in der Hand zu halten.

»Komm nächste Woche vorbei, wenn du mit mir zusammen üben willst, mit dem Dolch zu kämpfen«, sagte Matthew, während er zur Esse ging und den mächtigen Blasebalg aus Leder betätigte.

»Das werde ich tun«, versicherte Robin.

»Friede sei mit dir«, sagte er auf Arabisch.

»Mit dir auch«, erwiderte sie, denn Matthew hatte ihr Grundkenntnisse des Arabischen beigebracht.

Draußen empfing Robin die übliche frühabendliche Geschäftigkeit. Bauern strebten mit ihren Karren voller Säcke und Körbe dem Tor zu. Ein Bäcker trug ein Gestell auf den Schultern, auf dem frische Brotlaibe gestapelt waren. Der Duft des Brotes mischte sich mit den Ausdünstungen des Unrats am Rand der Gasse. Einige Jungen spielten mit einem fauligen Kohlkopf.

Robin war gerade auf der Höhe eines großen Fachwerkhouses, das einen gemauerten Sockel hatte, als sie plötzlich intensiven Kräutergeruch wahrzunehmen glaubte. Tatsächlich, neben dem Haus befand sich ein Stand, an dem ein älterer Mann Kräuter verkaufte. Er legte getrocknete Frauenmantelblätter auf eine Waage und wandte sich dann an seine Kundin, eine rundliche Frau in bäuerlicher Tracht. »Der Frauenmantel hilft Euch bestimmt gegen Euren wunden

Rachen«, erklärte der Händler. »Brüht Euch davon viermal am Tag eine Hand voll Blätter auf und spült mit dem Sud Euren Mund.«

Frauenmantel hilft auch gegen Husten und Frauenleiden, schoss es Robin durch den Kopf. Und Gänsefingerkraut, das in großen getrockneten Büscheln neben der Waage lag, hatte ihre Mutter häufig verwendet, wenn Verletzungen schlecht heilten. Robin verscheuchte diese Gedanken sofort wieder. Die Gabe zu heilen hatte ihre Mutter ins Unglück gestürzt. Sie wollte nichts damit zu tun haben.

Als Robin das Tor passiert hatte, konnte sie jenseits der Felder das Kloster sehen. Eine hohe Mauer umgab es. Zwischen mit Ziegeln und Stroh gedeckten Gebäuden ragte der viereckige Turm der Klosterkirche auf. Selbst an diesem sonnigen Frühlingstag wirkte er streng und wehrhaft wie seine normannischen Erbauer und hätte ebenso gut in einer Burg stehen können.

In einiger Entfernung näherte sich auf einem Querweg eine Gruppe von Reitern. Ein großer Hund sprang neben den Pferden herum und verschwand hin und wieder zwischen den blühenden Weißdornbüschen am Feldrand.

Robin hatte die Wegkreuzung fast erreicht, als der Hund plötzlich wie erstarrt zwischen den Furchen stehen blieb, als ob er eine Witterung aufnahm. Dann raste der Hund auch schon wild bellend über das Feld und direkt auf Robin zu. Ihre Hand zuckte zu dem Dolch an ihrem Gürtel. Doch im nächsten Moment begriff sie, dass das Bellen des Tiers nicht wütend klang. Ja, jetzt winselte der Hund sogar vor Freude.

Nun erkannte Robin ihn. »Nigel!«, rief sie. »Wie kommst du denn hierher?« Der Hund jaulte glücklich auf, als er sei-

nen Namen hörte. Er sprang an Robin hoch, leckte über ihr Gesicht und ihre Hände, während sie ihn streichelte. »Ach, Nigel«, murmelte sie zärtlich, »ich habe dich vermisst.«

»Du hast hoffentlich nicht nur ihn vermisst«, hörte sie eine vertraute Männerstimme trocken sagen. Ein großer, sehniger Mann war herangeritten und von seinem Pferd gesprungen. Sein grauer Bart und seine Haare waren in den vergangenen drei Jahren weiß geworden, und sein Rücken war ein wenig gebeugt. Sein Gesichtsausdruck wirkte fast grimmig. Aber Robin kannte ihren Stiefvater gut genug, um zu wissen, dass er dahinter nur seine Rührung zu verbergen versuchte.

»Yvain!« Sie rannte zu ihm und warf sich in seine Arme. »Wie schön, dass du hier bist. Aber ich habe dich erst in ein paar Wochen erwartet.«

»Da das Wetter so gut war, bin ich früher als geplant aufgebrochen«, antwortete er. Aber Robin spürte, dass es dafür noch einen anderen Grund gab. Ehe sie danach fragen konnte, schob er sie ein Stück von sich weg und betrachtete sie.

»Je älter du wirst, desto mehr siehst du deiner Mutter ähnlich«, meinte er schließlich. »Du bist ihr wirklich wie aus dem Gesicht geschnitten.« Seine Stimme klang plötzlich ein bisschen zittrig, und auch Robin wurde die Kehle eng. So sehr sie sich freute, Yvain zu sehen, hätte sie sich doch gewünscht, ihre Mutter wäre bei ihm gewesen.

»Miss Robin ...« Die beiden Knechte, stämmige Männer in den Dreißigern, die Yvain begleitet und die sich zunächst in respektvollem Abstand gehalten hatten, kamen nun ein wenig schüchtern, aber breit lächelnd auf sie zu.

»John und Paul ...« Robin streckte ihnen ihre Hände

entgegen. »Wie schön, auch euch wiederzusehen!«, rief sie aus, während der große Hund sich erneut schwanzwedelnd an sie drängte.

»Nigel, hierher«, befahl Yvain, ehe er sich an Robin wandte und sagte: »Lass uns zur Abtei gehen. Sonst stehen wir, fürchte ich, noch bei Anbruch der Dunkelheit hier herum.«

»Yvain, erzähl mir von zu Hause und von eurer Reise«, bat Robin, während sie sich bei ihrem Stiefvater einhängte. »Wie geht es Caitlyn? Kommandiert sie immer noch alle herum?«

»Allerdings, das tut sie, und sie ist immer noch schnell beleidigt, wenn ihre Kochkünste nicht gebührend gelobt werden«, erwiderte Yvain lächelnd, während sie, gefolgt von den Knechten, auf das Kloster zgingen.

*

In der Abenddämmerung blickte Yvain Robin nach, wie sie den Hof überquerte und in Richtung des Tors lief, das die Hauptgebäude des Klosters von dem Haus trennte, in dem die Schülerinnen untergebracht waren. Sie hatten zusammen im Gästehaus zu Abend gegessen. Jetzt blieb Robin bei einer Nonne stehen, die ihren Weg kreuzte und sie wegen irgendetwas ansprach. Auch die Art und Weise, wie Robin beim Reden den Kopf neigte und die Hände hob, ähnelte der ihrer Mutter Adela verblüffend. Wahrscheinlich würde sie sich auch beim Gehen genauso bewegen, dachte Yvain, wenn nicht Adela gehinkt hätte. Eine Folge der Misshandlungen, die ihr William de Thorigny zugefügt hatte; ihr rechtes Bein war gebrochen und schief zusammengewachsen.

Adela ... Schwer krank an Leib und Seele hatte das Schicksal sie in sein Leben geführt. Durch die Liebe zu ihr hatte sein Dasein wieder einen Sinn erhalten, und obwohl sie nun schon drei Jahre tot war, fehlte sie ihm immer noch jeden Tag. Sie hatte ihm Robin und Luce hinterlassen, die er liebte, als wären sie seine eigenen Kinder. Yvain empfand es als ein großes Geschenk, dass die beiden seine Zuneigung erwiderten. Doch auch um Robins willen wünschte er sich, Adela wäre noch am Leben. Sie hatte meistens gewusst, was in ihrer Tochter vorging, während er selbst es sehr schwer fand, in Robin zu lesen.

Die Fenster im Erdgeschoss des Äbtissinnenhauses waren, wie Yvain jetzt bemerkte, hell erleuchtet. Er zögerte kurz. Dann trat er an die Eichentür und betätigte den Türklopfer aus Bronze. Eine junge Nonne öffnete ihm.

»Würdet Ihr der Äbtissin bitte ausrichten, dass ich sie in den nächsten Tagen gerne sprechen möchte?«, erklärte er.
»Mein Name ist Yvain. Ich bin Robins Stiefvater.«

Die Nonne bat ihn, in der Halle mit der Balkendecke und den schönen Steinornamenten an den Fenstern zu warten, und verschwand hinter einer Tür. Gleich darauf erschien sie wieder und teilte ihm mit, dass die ehrwürdige Mutter Äbtissin ihn – wenn ihm dies gelegen sei – sofort empfangen würde.

Im Schreibzimmer der Äbtissin brannten Kerzen auf einem vielarmigen vergoldeten Leuchter. Matilda saß hinter einem blank polierten Tisch, auf dem Pergamentbögen lagen, und hielt eine Feder in der Hand. »Yvain, gebt mir bitte einige Momente Zeit, damit ich diesen Brief noch vollenden kann«, sagte sie mit ihrer ein wenig rauchigen Stimme.

Während sie rasch einige Worte schrieb und dann Sand

über das Pergament streute, hatte Yvain Gelegenheit, sie ungestört zu betrachten. Trotz ihres schwarzen klösterlichen Gewandes und des goldenen Kreuzes auf ihrer Brust wirkte sie mehr wie eine Fürstin als wie eine Nonne. Ihr Gesicht mit der kräftigen Kinnpartie und den seltsamen, weit auseinanderstehenden meergrünen Augen wäre eigentlich hässlich gewesen. Aber die wache Intelligenz, die es ausstrahlte, machte es anziehend. In den elf Jahren, seit Yvain Matilda zum ersten Mal gesehen hatte, schien sie kaum gealtert zu sein.

»Yvain, bereitet mir die Freude, mir bei einem Becher Wein Gesellschaft zu leisten«, sagte Matilda lebhaft, nachdem sie den Brief gefaltet und mit ihrem Siegel versehen hatte. Auf ihren Wink hin entfernte sich die Nonne, die still im Hintergrund gewartet hatte. Matilda wies auf zwei Lehnstühle vor dem Kamin, in dem ein Buchenklötz glomm. »Die Pförtnerin teilte mir mit, dass Ihr heute Nachmittag im Kloster eingetroffen seid. Ich hätte Euch und Robin gerne gebeten, mit mir zu Abend zu speisen, aber leider musste ich mich einem dicken Prälaten widmen.«

»Schön, dass Ihr mich und Robin dem Geistlichen vorgezogen hättet«, erwiderte Yvain lächelnd.

»Ein furchtbar langweiliger Kerl.«

»Wie Ihr Euch sicher denken könnt, bin ich wegen Robin zu Euch gekommen«, sagte Yvain, nachdem sie sich gesetzt hatten. Matilda nickte.

»In den Nachrichten, die mir Robin während der vergangenen drei Jahre zukommen ließ, teilte sie mir mit, dass es ihr gut gehe«, begann Yvain tastend, denn er wusste nicht recht, wie er formulieren sollte, was ihn umtrieb. »Beim Essen vorhin im Gästehaus wiederholte sie das. Sie

machte auf mich auch einen zufriedenen Eindruck. Aber es irritierte mich, dass sie, als wir uns auf den Feldern vor dem Kloster begegneten, Jungenkleidung trug ...«

»Ihr habt gewusst, dass sie sich von Matthew, dem Schmied, im Dolchkampf und Bogenschießen unterrichten lässt?«

»Ja, Robin schrieb es mir. Sie hat auch früher schon mit Luce Bogenschießen trainiert. Aber ich hatte eigentlich gehofft, dass sie davon im Laufe der Jahre abgekommen wäre. Dass es einfach eine Laune war, die sich allmählich auswächst.« Yvain hob hilflos die Schultern. »Sie ist ja jetzt kein Kind mehr, sondern eine junge Frau.«

Matilda betrachtete einige Augenblicke den glimmenden Buchenklotz, ehe sie sanft fragte: »Weiß Robin, was William de Thorigny ihrer Mutter angetan hat?«

Yvain seufzte. »Sie weiß, dass William de Thorigny ihren Vater umgebracht und ihre Mutter gefangen gehalten und gefoltert hat. Dass er Adela wieder und wieder brutal vergewaltigte, hat ihr ihre Mutter sicher nicht gesagt. Als Adela starb, war Robin ja fast noch ein Kind. Aber es ist gut möglich, dass sie es erraten hat.«

Die junge Nonne erschien und brachte ein Tablett mit zwei vergoldeten Weinkelchen darauf, einem Krug und einer Platte voller kandierter Früchte und kleiner Kuchen. Matilda wartete, bis sie alles auf einem runden, niedrigen Tisch abgestellt, Wein in die Kelche gegossen und den Raum wieder verlassen hatte, ehe sie sagte: »Nun, das erklärt, warum Robin glaubt, sich mit Waffen verteidigen zu müssen.«

»Das verstehe ich schon.« Yvain seufzte wieder. »Aber ich habe Angst, dass sie so sehr davon überzeugt ist, sich

gegen einen möglichen Angriff wehren zu müssen, dass sie niemandem mehr wirklich vertrauen kann.« Er lächelte schief. »Ich weiß, wovon ich spreche. Bevor ich Adela begegnete, war ich selbst verbittert und hart und habe mich in mir selbst verkrochen.«

»Ich schätze, Eure Sorge ist unnötig.« Matilda schüttelte den Kopf. »Ich glaube, gerade weil Robin weiß, dass sie sich ihrer Haut wehren kann, wird sie sich anderen Menschen immer mehr öffnen können.«

»Ich hoffe, Ihr habt Recht.« Yvain war nicht ganz überzeugt.

»Vertraut Robin.« Matilda lächelte ihn an, während sie nach ihrem Kelch griff. »Ja, auf ihrem Leben liegen dunkle Schatten. Aber sie ist auch stark und besitzt viel innere Kraft. Ich bin davon überzeugt, dass diese Seite in ihr überwiegen wird. Was ansonsten Robins Zeit in der Klosterschule betrifft ...« Sie trank einen Schluck Wein. »... hat sie das Wissen in sich aufgesogen wie ein Schwamm. Sie hat spielend leicht Latein und Französisch gelernt und auch etwas Arabisch. Das hat ihr Matthew beigebracht ...«

»Adela hatte so sehr gehofft, dass Robin das Lernen Freude bereiten würde.« Yvain nickte versonnen.

»Obwohl Robin eine sehr begabte Schülerin war, war sie nicht immer eine Freude ihrer Lehrerinnen.« Um Matildas Mund zuckte es. »Dazu ist sie zu eigenwillig. Jedenfalls hat es Schwester Lutwiga, die Sticken unterrichtet, sehr gewundert, wie gut Robin dies kann.« Sie wurde wieder ernst. »Was mich nun selbst gewundert hat, war, dass Robin, die ihrer Mutter in vielem so ähnlich ist, keinerlei Interesse an der Heilkunst gezeigt hat.«

Yvain streckte seine langen Beine in Richtung des Feuers.

»Als Kind hat sie sich dafür interessiert. Ein, zwei Jahre vor Adelas Tod jedoch wollte sie plötzlich nichts mehr damit zu tun haben. Dies hat Adela sehr geschmerzt. Aber sie wollte Robin zu nichts drängen.«

Auch Yvain trank nun von dem Wein. Einige Momente schwiegen sie, während ein Stück glühende Rinde von dem Buchenscheit abplatzte und auf dem Boden des Kamins erlosch.

»Auf der Reise nach Barking habt Ihr wahrscheinlich erfahren, dass Richard zu einem Kreuzzug aufgebrochen ist?«, ergriff Matilda unvermittelt wieder das Wort.

»Ich habe bereits in Wales davon erfahren. Ein Freund von mir, ein Schiffer und Kaufmann, der meist schon von den Geschehnissen weiß, ehe sie sich wirklich ereignen, hat es mir berichtet. Deshalb bin ich auch früher als geplant losgeritten. Da Prinz John Richard während dessen Abwesenheit vertritt, wollte ich Robin sicher bei mir auf dem Gut in Wales wissen. Ich traue John nicht über den Weg.«

»Da geht es Euch wie mir.« Matilda verzog sarkastisch den Mund. »Ich wünschte jeden Tag, mein geliebter Halbbruder hätte seiner Abenteuerlust nicht nachgegeben, sondern wäre in England geblieben und hätte sein Königreich regiert, wie es sich für einen Herrscher gehört, statt kurz nach seiner Krönung zu einem Kreuzzug aufzubrechen. Denn dabei geht es Richard nur darum, seine Abenteuerlust zu befriedigen, und um nichts anderes.«

Während sie sich vorbeugte, spiegelte sich das Kerzenlicht in ihrem Brustkreuz und ließ es einen Moment lang wirken wie eine gezückte Waffe. »Dass William de Thorignys Sohn Edward zu Johns engsten Beratern gehört, macht die gegenwärtige Situation leider noch gefährlicher.«

»Mein Freund hat mir auch davon berichtet.« Yvain nickte düster. »Ich bin mir darüber im Klaren, dass – wenn John jemals die Krone erringen sollte – Edward mit Johns Billigung Rache dafür nehmen wird, dass Adela seinen Vater getötet hat. Auch wenn sie dazu alles Recht der Welt hatte. Solange noch ein Atemzug in meinem alten Körper steckt, werde ich es nicht zulassen, dass Williams Nachkomme Robin oder Luce ein Leid zufügt.«

»Dafür werde ich ebenfalls sorgen.« Matildas harte Miene wurde etwas weicher, während sie und Yvain einen einvernehmlichen Blick wechselten. »Solange Richard am Leben ist, wird John es nicht wagen, offen nach der Herrschaft zu greifen oder gegen Richards Gefolgsleute vorzugehen. Er weiß, dass Francis, Adelas erster Gatte und Robins Vater, von William de Thorigny getötet wurde, als er für Richard in die Schlacht zog, und dass Richard William hasste und verachtete und es niemals dulden würde, wenn ein Thorigny Adelas Familie schaden würde. Dazu hat William, ehe er bei unserem Vater, König Henry, endlich in Ungnade fiel, Richard viel zu übel mitgespielt. Kurzum, auch wenn ich sonst nicht besonders fromm bin, bete ich jeden Tag dafür, dass Richard gesund nach England zurückkehren wird.«

Matilda lächelte ein wenig. »Aber noch ist Richard König und wird es hoffentlich auch noch lange bleiben. Lasst uns deshalb von angenehmeren Dingen sprechen. Robin hat mir erzählt, dass ihr Onkel Simon de Bohun wieder gelegentlich als Sänger umherzieht.«

»Ja, er hat Anns Tod mittlerweile recht gut verwunden.« Yvain trank wieder einen Schluck Wein. Ann, eine frühere Benediktinerin, war Adelas ältere Schwester gewesen

und einige Monate vor ihr gestorben. Simon, Ritter, Sänger und ein enger Freund von Adelas erstem Mann, hatte Adela aus William de Thorignys Gefangenschaft befreit und danach nach Barking in Matildas Obhut gebracht. »In Simons Abwesenheit kümmert sich seine Tochter Corinne um das Gut. Simon hat mir gegenüber geäußert, dass sie, genauso wie ihre Mutter, viel mehr Talent für die Landwirtschaft habe als er. Sein Sohn Jocelyn ist inzwischen ein junger Ritter.«

»Wenn wir schon von jungen Rittern sprechen ...« Matilda lächelte. »Während der vergangenen Jahre hat Luce manchmal seine Schwester besucht. Ein- oder zweimal wurde er von seinem Freund Philip de Tallebois begleitet.«

»Ich weiß, Luce hat es mir erzählt.« Yvain nickte. Philip de Tallebois besaß Ländereien in der Gegend von Canterbury. Luce hatte dem Freund geholfen, sie zu verwalten, bis er im vergangenen Jahr die beiden Güter, die William de Thorigny seiner Familie geraubt hatte, von Richard zurückgehalten hatte.

»Luce hat sich zu einem vielversprechenden jungen Mann entwickelt. Gut aussehend, gelassen und mutig. Philip de Tallebois ist ein hübscher Bursche. Sehr redewandt, fröhlich, wenn vielleicht auch etwas sprunghaft ...« Matilda schien noch etwas hinzufügen zu wollen, aber das Schlagen einer Glocke ließ sie innehalten. »Es ist Zeit für die Komplet. Ihr müsst mich leider entschuldigen«, sagte sie und erhob sich. »Wenn ich mich in Barking aufhalte, nehme ich meine Pflichten als Äbtissin ernst. Wann werdet Ihr mit Robin nach Wales aufbrechen?«

Auch Yvain stand auf. »Wenn es das Wetter zulässt, in zwei oder drei Tagen. Ich bin mittlerweile in einem Alter,

in dem ich mich von langen Ritten ganz gerne ein bisschen erhole.«

»Sagt mir Bescheid, wann Ihr abreist, und kommt am Vorabend mit Robin zum Essen zu mir.« Matilda legte ihm die Hand auf den Arm und sagte überraschend sanft. »Robin ist ein ganz besonderer Mensch. Versprecht mir, dass Ihr gut auf sie Acht geben werdet.«

»Ich verspreche es Euch bei meiner Liebe zu Adela«, erwiderte Yvain mit rauer Stimme.

Draußen auf dem nur noch vom Licht der Fackeln erhellten Hof musste Yvain daran denken, dass mit Robin und Edward de Thorigny nun die dritte Generation der verfeindeten Familien erwachsen war. Schon Robins Großmutter Aline war von den Thorignys von ihrem Gut vertrieben, zur Leibeigenen gemacht und nach ihrer Flucht verfolgt worden. Yvain hoffte aus ganzem Herzen, dass Robin dieses Schicksal erspart bliebe, und wieder schwor er sich, alles zu tun, um sie und Luce zu beschützen.

*

In der Esse glommen Kohlen. Aber Matthew hielt sich nicht in der Schmiede auf. Da das Wetter schön war, vermutete Robin, dass er vielleicht im Garten arbeitete. Am Vorabend war sie zusammen mit Yvain bei der Äbtissin Matilda zum Essen eingeladen gewesen. Es war ihr schwergefallen, sich von der strengen und doch großherzigen Frau zu verabschieden. Und nun stand noch ein Abschied an.

Tatsächlich entdeckte sie Matthew zwischen den Beeten, wo er die Erde um junge Pflanzen mit einer kleinen Harke lockerte. Hier im Garten hatte sie mit ihm, wenn es das Wetter zuließ, Bogenschießen geübt, und hier hatte er sie

auch oft darin unterrichtet, auf seine spezielle Art mit dem Dolch zu kämpfen. Robin wehrte sich gegen die Tränen, die ihr plötzlich in die Augen stiegen.

Nun bemerkte Matthew sie. Er richtete sich auf und rieb bedächtig die Erdkrümel von seinen Händen. Am Tag nach Yvains Ankunft war Robin bei ihm gewesen und hatte ihm mitgeteilt, dass sie das Kloster bald verlassen würde. Er musterte ihren Umhang und das Bündel, das sie umhängen hatte. »Nun bist du also gekommen, um endgültig Lebewohl zu sagen«, bemerkte er.

»Ja, Yvain und die Knechte warten vor der Schmiede auf mich.« Sie schluckte und fügte hastig hinzu: »Ich habe ein Geschenk für Euch.« Sie nahm eine Pergamentrolle aus ihrem Bündel, die mit einem bestickten Seidenband umschlungen war, und reichte sie ihm. »Mein Onkel Simon ist, wie Ihr ja wisst, ein Sänger. Auf der Suche nach seinem verschollenen Vater hat er vor Jahren das Heilige Land durchstreift. Auch ihn hat diese Gegend nie ganz losgelassen. Er hat ein Lied darüber verfasst. Ich habe es für Euch aufgeschrieben ... Ich dachte, es könnte Euch gefallen ...« Sie brach ab. Es gab so viel, das sie Matthew sagen wollte, aber sie fand nicht die richtigen Worte dafür.

»Ich habe im Haus auch ein Geschenk für dich. Komm mit«, erwiderte er ruhig.

Robin folgte ihm in seinen Wohnraum, wo Tongefäße mit einem fremdländischen Wellenmuster auf einem Wandbord standen. Matthew öffnete die mit einer türkisfarbenen Emaillearbeit verzierte Truhe und holte etwas heraus, das in einen feinen Leinenstoff eingeschlagen war. Als er den Stoff entfernte, kam ein schmaler Dolch zum Vorschein, der einen kunstvoll ziselierten versilberten Griff hatte.

»Dieser Dolch ist für dich.« Er lächelte sie an.

»Aber ...«, stammelte Robin. »Dieser Dolch ist viel zu kostbar für mich. Und Ihr habt mir doch erst vor einem Jahr den Bogen geschenkt ...«

Sanft, aber nachdrücklich ergriff Matthew Robins Rechte, legte die Waffe hinein und drückte ihre Finger darum. Der Dolch fühlte sich sehr leicht und wunderbar ausbalanciert an. Selbst in dem Dämmerlicht, das in der Stube herrschte, war zu sehen, wie dünn und scharf die Klinge war.

»Auch wenn ich, zugegeben, anfangs nicht sehr erpicht darauf war, dich zu unterrichten, hat mir doch jede Stunde mit dir Freude bereitet«, hörte Robin Matthew sagen. »Ich hoffe, dass du diesen Dolch nie gegen einen Angreifer richten musst. Aber wenn, dann soll er dich gut beschützen.«

»Ach, Matthew, ich danke Euch für alles ...«, schluchzte Robin nun doch, während sie ihn zum Abschied umarmte. Dann floh sie aus dem Haus, ehe sie endgültig in Tränen ausbrach.

2. Kapitel

Es ist völlig überflüssig, dass wir Euch behelligen«, wandte sich Yvain an den jungen, heilkundigen Mönch im Kloster von Bath. »Ich huste ein bisschen, weiter ist es nichts ...« Er warf Robin, die in einer Ecke des Behandlungsraumes wartete, einen ärgerlichen Blick zu, der aber trotzdem voller Zuneigung war. »Meine Stieftochter macht sich zu viele Sorgen um mich.«

»Eure Stieftochter ...«, begann der Mönch erstaunt, denn da dies für die Reise bequemer war, trug Robin wieder eine Hose und einen Kittel und wirkte, braun gebrannt nach dem tagelangen Ritt und mit ihrer Mütze auf dem Kopf, wie ein schlanker, zierlicher Junge. Im nächsten Augenblick besann sich der junge Benediktiner aber darauf, dass es sich nicht gehörte, eine Frau anzustarren, und widmete sich wieder seinem Patienten.

Robin verfolgte, wie Yvain sein Obergewand ablegte und der Mönch dann sein Ohr an die Brust ihres Stiefvaters legte und ihn bat, tief ein- und auszuatmen. Wieder begann Yvain zu husten. Anschließend legte der Mönch seine Hand an Yvains Stirn und verharrte so einige Momente.

Vor sechs Tagen war Robin mit ihrem Stiefvater und den beiden Knechten in Barking aufgebrochen. Sie hatten Glück mit dem Wetter gehabt, es war meist warm und

sonnig gewesen. Dennoch hatte Yvain am Vortag zu husten begonnen. Deshalb hatte Robin, als sie Bath erreichten, darauf bestanden, dass sie das dortige Benediktinerkloster aufsuchten und einen heilkundigen Mönch konsultierten. Bevor Yvain es sich noch anders überlegen oder seine Erkrankung weiter herunterspielen konnte, hatte Robin es vorgezogen, der Konsultation beizuwohnen.

»Zusätzlich zu Eurem Husten leidet Ihr auch an einem leichten Fieber«, meinte der junge Mönch jetzt zu Yvain. »Ihr solltet Euch wirklich schonen.«

»Also hatte ich Recht, darauf zu bestehen hierherzukommen«, konnte Robin sich nicht verkneifen zu bemerken. Yvain knurrte eine unverständliche Antwort. Der junge Mönch verordnete ihm einen Tee aus getrocknetem Salbei, Thymian und Weidenrinde sowie für den Rest des Tages Bettruhe.

»Yvain«, Robin legte ihrem Stiefvater die Hand auf den Arm, während sie sich auf den Weg zum Gästehaus machten, »versprich mir, dass wir noch länger in Bath bleiben, wenn es dir morgen nicht besser geht.«

»Herr im Himmel, Mädchen, ich bin nicht schwer krank.«

»Aber wahrscheinlich wirst du es werden, wenn du nicht auf dich Acht gibst«, beharrte Robin. »Meine Mutter hätte auch darauf bestanden, dass du dich schonst.«

Yvain blieb stehen und legte ihr die Hände auf die Schultern. Zu Robins Erleichterung erschien ein Lächeln auf dem Gesicht ihres Stiefvaters. »Ja, allerdings, deine Mutter hätte darauf bestanden. Sie hat mich oft genug ausgescholten, wenn ich – wie du es nennst – nicht auf mich *Acht geben* wollte. Gut, ich werde den Nachmittag im Bett ver-

bringen und gehorsam meine Arznei nehmen. Sieh du dir inzwischen die Abtei oder die Gegend an. Es ist nicht nötig, dass du an meiner Bettkante wachst.«

»Nein, so krank bist du nun doch wieder nicht«, neckte Robin ihn.

»Schön, dass du wenigstens das einsiehst.« Yvain hob die Augenbrauen, ehe er sich umwandte und auf das große steinerne Gebäude zuschritt, das das Gästehaus beherbergte.

Immer noch erleichtert darüber, dass Yvain – für seine Verhältnisse – so schnell bereit gewesen war nachzugeben, machte sich Robin auf die Suche nach John und Paul. Sie fand die beiden bei den Stallungen und teilte ihnen mit, dass sie die Nacht im Kloster verbringen würden.

Während Robin über den sonnigen Hof schlenderte, schlug eine Glocke. Der Ablauf des Klosterlebens war ihr von Barking vertraut. Nun würden sich die Mönche zum Gebet in der Klosterkirche versammeln. Danach herrschte Mittagsruhe.

Später, wenn die Mittagsruhe vorbei ist, überlegte Robin, während sie an der Kirche vorbeiging, durch deren geöffnete Fenster nun lateinische Mönchsgesänge nach draußen drangen, werde ich die Klosterbibliothek aufsuchen. Vielleicht entdecke ich in einem Pflanzenbuch Malereien, die ich für das Altartuch kopieren könnte.

Während der Reise war Robin kaum einmal dazu gekommen, sich im Bogenschießen zu üben. Sie beschloss, die Zeit, bis die Mittagsruhe vorbei und die Klosterbibliothek wieder für Besucher zugänglich sein würde, dafür zu nutzen.

Nicht weit von dem Kloster entfernt befand sich eines der Stadttore. Robin überquerte die breite Holzbrücke

über den Avon und schlenderte dann auf einem schmalen Fußpfad durch das hohe Gras der Auenwiesen. Die Gegend war lieblich wie überhaupt die Landschaft, durch die sie und Yvain auf ihrem Weg von Barking bisher geritten waren. Im Süden der Stadt stieg der niedrige Hügelkamm der Mendip Hills an, die so ganz anders waren als die oft hohen und schroffen walisischen Berge.

Alle möglichen Arten von Weiden und Erlen wuchsen am Flussufer. In der Nähe der Stadt hatten Frauen in Grüppchen Wäsche gewaschen und auf die Wiesen gebreitet. Auch Kinder hatten hier gespielt, und Bauern waren unterwegs gewesen, um nach ihrem Vieh zu sehen. Doch nun begegnete Robin niemandem mehr.

Sie hatte eben eine alte, hohe Erle inmitten einer Wiese als ihr Ziel auserkoren und wollte sich in Position stellen, als sie jenseits eines Wäldchens Waffengeklirr zu hören glaubte. Sie lauschte, dachte zuerst, sie hätte sich getäuscht. Aber nein, dort klirrten wirklich Schwerter gegeneinander.

Robin zog ihren Dolch aus der Scheide und bahnte sich einen Weg durch die Bäume, bis sie auf der anderen Seite des Wäldchens angekommen war. Dort suchte sie hinter einigen Sträuchern Deckung und spähte durch die Zweige. Ja, auf der Wiese fochten zwei Männer gegeneinander. Doch es war nur ein Übungskampf, kein Kampf auf Leben und Tod, wie sie erleichtert feststellte, denn beide trugen zum Schutz Lederwämse und lederne Arm- und Beinschoner.

Der eine Mann war groß und von bulliger Statur. Auf Grund seiner grauen Haare und der Falten um seinen Mund schätzte Robin ihn auf vierzig Jahre. Wahrscheinlich

ein Handwerker, dem groben Leinenstoff nach zu schließen, der unter dem Lederschutz hervorlugte.

Der andere Mann war zehn oder fünfzehn Jahre jünger, mittelgroß und schlank. Braunes, lockiges Haar fiel auf seine Schultern. Sein ebenmäßiges Gesicht mit der gebogenen Nase wirkte empfindsam – was wohl an dem feinen Knochenbau lag –, aber durch die dunklen, dichten Brauen und das feste Kinn auch männlich. Der rotbraune Samtmantel, der nicht weit von den beiden im Gras lag, gehörte, vermutete Robin, ihm. Er war wohl ein Adeliger.

Den wuchtigen Schlägen seines körperlich überlegenen Gegners wusste er geschickt auszuweichen oder sie mit großer Präzision zu parieren. Sein Gesichtsausdruck war ganz konzentriert und doch entspannt, so als ob ihm der Kampf Freude bereitere. Aber irgendetwas an seinen Bewegungen – das bemerkte Robin plötzlich – war eigenartig. Unwillkürlich trat sie hinter den schützenden Büschen hervor, um die beiden Kämpfer besser sehen zu können.

Erst nach einigen Momenten begriff Robin, was sie irritiert hatte. Der linke Arm des Mannes wirkte irgendwie nicht in Harmonie mit den Bewegungen der anderen Gliedmaßen. Er hing steif an seiner Brust herunter und – soweit man dies trotz des Lederschutzes erkennen konnte – war auch kürzer als der rechte. Er musste verkrüppelt sein.

Robin empfand ein jähes Mitleid für den Kämpfer. Gleichzeitig bewunderte sie ihn. In ihrer Welt durften allenfalls Männer, die Geistliche oder Ordensbrüder waren, körperlich schwach sein. Für alle anderen – vor allem auch für die Ritter und Adligen – zählten vor allem Kraft und Geschicklichkeit im Umgang mit den Waffen. Als Mann mit einem verkrüppelten Arm seinen Platz in dieser Welt



Beate Sauer

Die Wächterin der Krone

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47933-7

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2014

Eine mutige Frau und ihr Schicksal in einer der schillerndsten Epochen Europas.

England im 12. Jahrhundert: Während König Richard im Heiligen Land weilt, reißt sein Bruder John die Krone an sich. Die junge Robin und ihr Bruder Luce werden Opfer des Bruderkriegs: Johns Vasall Edward de Thorigny, Erzfeind ihrer Familie, vertreibt die beiden von ihren Gütern. In den Wäldern finden sie sich mit Gleichgesinnten zusammen, um gegen de Thorigny zu kämpfen. Doch Robin hat sich, ohne zu wissen, wer er ist, in Edwards Halbbruder Cederick verliebt. Dieser erwidert ihre Gefühle. Als sie jedoch seine wahre Identität erfährt, scheint das Schicksal ihrer Liebe besiegelt. Robin ergreift erneut die Flucht – in ein unberechenbares Abenteuer ...